

Abtheilung erscheinen drei Nummern. Prämumerationspreis 22 Sgr. (7 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

# Magazin

für die

Man pränumeriert auf dieses Beiblatt der Aug. Pr. Staatszeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Strasse Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Beibl. Post-Ämtern.

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 19.

Berlin, Montag den 12. Februar

1838.

### Frankreich.

César Birotteau, von Balzac \*).

Wäre uns nie früher der Name des Herrn von Balzac zu Ohren gekommen, hätten wir auch nicht eine einzige Zeile aus dem „Vater Goriot“ gelesen, so würden wir doch dem Meister, der die Scenen und Charaktere in diesem Buche gezeichnet, unsere Bewunderung nicht versagen können. Hier, wie in allen seinen Werken, entwickelt der Verfasser eine gründlich vertraute Bekanntschaft mit jedem Winkel und Pünktchen auf dem großen Theater, das wir Leben nennen; er durchforscht und analysirt die geheimsten Falten und Tiefen in der materiellen wie in der Gemüthswelt, und kein Spinnenweb bleibt ihm verborgen. Freilich kommt es dabei vor, daß er, wie ein Anatom, seinen Stoff mitunter etwas zu roh behandelt, daß er sich hier und da gewisser Ausdrücke bedient, die ins Wunderliche und Verkehrte hinüberstreifen, und daß seine Bilder und Vergleichen oft ganz sonderbar und gezerrt aussehen; dagegen weiß er seiner Leser Herz und Phantasie im Innersten zu ergreifen, und in Allem, was er sagt, herrscht eine Fülle von Kraft und Gediegenheit, die den sichersten Stempel abgibt für einen begabten Autor.

Der Held der neuen Erzählung ist, wie der Titel besagt, César Birotteau, der jüngste von den drei Söhnen des Weingärtners Jacques Birotteau, welcher die Kammerfrau einer Edel-dame vom Lande geheirathet. César's Geburt brachte seiner Mutter den Tod, welcher bald den des Vaters nach sich zog. Sein ältester Bruder François wurde von der genannten Dame für die Kirche erzogen, empfing die priesterlichen Weihen, und nachdem er unzählige Male um ein Haar der Revolutions-Guillotine entronnen war, lebte er zur Zeit, wo der Verfasser schrieb, als Unter-Pfarrer in der Kathedrale zu Tours, eben so wenig von der Welt gekannt, als er sie selbst kannte. Der zweite Sohn von César's Vater, Jean Birotteau, hatte sich schnell zum Rang eines Capitains emporgeschwungen und wurde bei der Erstürmung einer Batterie getödtet. Nachdem so der Verfasser die älteren Zweige der Birotteaus abgefertigt, kehrt er zu César, dem Jüngsten, zurück, welcher in einem Alter von vierzehn Jahren, nachdem er sich die nothwendige Fertigkeit im Lesen und Schreiben angeeignet, nach Paris wandert mit einem Louis in der Tasche und einem stämmigen Knittel auf der Schulter, von welchem der Rest seiner beweglichen Habe herabhing. Auf die Empfehlung eines Apothekers aus Tours wird unser Held in der Parfümerie-Fabrik Herrn und Madame Ragon's angestellt, die ihn mit einem Gehalt von sechs Franken monatlich nebst freier Wohnung engagiren. Die Anstalt der Ragon's führte den Namen „die Rosen-Königin“, aber Dornen waren César's einziges Loos, bis die Sympathie der guten Ursula, einer Küchenmagd von dreißig Jahren, ihm sein Schicksal erleichterte, und da in solchem Falle Mitleid nahe verwandt ist mit Liebe, so lebten Beide, die Beschützerin und ihr Klient, zwei Jahre mit einander auf dem besten Fuße; auf einmal wurde Ursula unserem César untreu und heirathete sich einen Anderen.

Im Jahre 1792 wurden sämtliche Handlungs- und Comptoir-Diener durch ein schreckliches Aufgebot der Republik für den Militärdienst in Beschlag genommen; jetzt rückte César eine Stufe höher in das Amt des zweiten Buchhalters mit 30 Franken monatlich, und im Jahre 1794 besah er schon 100 Louisd'or. Von dieser Zeit an begann er seine Speculationen in Assignaten und öffentlichen Fonds. Herr Ragon, vormals Parfümeur der Königin Maria Antoinette, vertraut unserem Birotteau seine Anhänglichkeit an die Bourbonen. Dies ist der Hauptpunkt, um den sich die ganze Zukunft unseres Helden bewegt. Er ward treuer Anhänger und erster Secretair seines Herrn, sowohl in politischen wie in Parfümerie-Angelegenheiten; wie konnte man auch eine Revolution lieb gewinnen, welche den Haarpuder aus der Gesellschaft verbannete, quillonnirte? Jetzt wird auch César in ein großes Geheimniß eingeweiht, daß nämlich die „Rosen-Königin“ als geheimes Hauptquartier diene für die eifrigsten

Emissaire der Bourbonen, und daß von dort aus die ganze Korrespondenz zwischen Paris und dem Westen geleitet wurde. Er nimmt Theil an dem Komplott vom 12. Vendémiaire, wird in seinem Widerstand gegen Bonaparte auf den Stufen von Saint-Roch verwundet und von einigen Freunden fortgetragen; nur seine Obscurität rettet ihn. Nach und nach wird Birotteau alleiniger Eigenthümer der Parfümerie-Fabrik, heirathet Constance Pillerault, eine recht hübsche und bescheidene Französische Pughändlerin aus dem Magazin des „Petit Matelot“ auf der Insel St. Louis und verlegt seinen Handel in ein stattliches Haus in der Nähe des Vendôme-Plazes. Eine Reihe von zwanzig Jahren hinter einander genießt nun der würdige Parfümeur alle Arten häuslichen und kommerziellen Glücks.

Von seiner Frau mit einem einzigen Kinde beschenkt, einer Tochter, Namens Césarine, reich an Geld, Freunden und Kredit, Eigenthümer der „Rosen-Königin“ und einer Manufaktur von selbsterfundnen Essenzen, wird er in der Restaurationszeit zum Maire des zweiten Viertels vorgeschlagen, ist aber so bescheiden, nur das Amt eines Adjunkten anzunehmen. Jetzt hat unser Held den Culminationspunkt seines Glücks erreicht, und von da an nimmt sein Schicksal eine andere Wendung. Das erste Unglück für ihn war, zum Ritter der Ehrenlegion ernannt zu werden in jener Zeit, wo die Jagd nach rothen Bändern so allgemein war. Die Sünde, welche die Engel gestürzt, ergreift auch ihn: ohne auf die weisen Vorstellungen seiner Frau zu hören, entschließt er sich, seinem Kreuz und dem Ertheiler desselben zu Ehren einen großen Ball zu geben und sein Haus zu diesem Zweck zu erweitern, was ihm einen Kosten-Aufwand von 60,000 Franken verursacht. Doch das ist jetzt nur eine Bagatelle für unseren César; statt seine neue Erfindung zur Erhaltung des Haars durch sein weitberühmtes Lampertisnuss-Öel auszubeuten, stürzt er sich in einen Abgrund von Bau-Speculationen und wird die Beute eines sauberen Kleeblatts, bestehend aus Roguin, einem ruinirten lüderlichen Notar, einem gewissen Ferdinand de Lillet, den er wegen Kassen-Diebstahls aus seinen Diensten entlassen, und einem nichts-nutzigen, trunkenen Commis-Voyageur, Namens Claparin, der die Rolle eines Banquiers spielt. Der Notar macht sich mit Birotteau's Vermögen aus dem Staube nach Brüssel und läßt ihm einen Haufen Papiere und Wechsel auf dem Halbe. Die Rechnungen für den Ball laufen ein, César ist hart daran und seine Gläubiger sind hartnäckig; die alten Freunde nehmen ganz neue Gesichter an; er versucht, die Leute durch seinen „guten Namen“ zu bestechen, aber darauf geben die Kapitalisten nichts, da sie ihn rein ausgeplündert finden. Die wenigen Personen, die ihm noch hätten helfen können, sind selbst mehr oder weniger in die Klauen des Notars gefallen. Inzwischen macht Popinot mit der neuen Erfindung seines Herrn die besten Geschäfte; er liebt Césarine und wird wieder geliebt, ist aber noch nicht im Stande, seinen zukünftigen Schwiegervater aus den Händen der Gläubiger zu befreien. Jetzt ist César gezwungen, seine Lage seiner Frau zu entdecken, welche sich früher seinen wahnsinnigen Speculationen widersetzt. Birotteau erklärt sich für bankrott und versinkt in den tiefsten Gram; seine Frau findet in der Familie Popinot ein Unterkommen, und Césarine vermietet sich in einem Laden; Birotteau wird von der Regierung angestellt mit 2000 Franken jährlich und wohnt beim Onkel Pillerault. Während dessen bringt es Popinot mit Hilfe der neuen Essenz zu einem bedeutenden Vermögen; er ist im Begriff, Césarine zu heirathen, und durch die Bemühungen seines Bruders, eines wackeren Richters im Handels-Tribunal, und einiger anderen Freunde, wozu noch eine Menge glücklicher Umstände kommen, das unvergleichliche Lampertisnuss-Öel nicht zu vergessen, kommt es endlich dahin, daß die Schulden des Parfümeurs bezahlt und seine Ehre öffentlich vor dem ganzen Gerichtshof auf die glänzendste Weise gerettet wird. Doch diese letzte Scene ist für César zu viel; noch an demselben Tage, dem Hochzeitsstage seiner Tochter, springt ihm ein Blutgefäß, und er stirbt den Tod des Gerechten!

Bei dieser leichten Skizze waren wir genöthigt, eine Menge interessanter Charaktere und Scenen in diesem Buche ganz zu übergehen; doch ehe wir schließen, können wir nicht umhin, noch besonders aufmerksam zu machen auf die „Allgemeine Geschichte der Familien“, die der Verfasser im zweiten Bande der Annalen dieses César Birotteau im 14ten Kapitel eingestrichen hat.

\*) Histoire de la grandeur et de la décadence de César Birotteau, Par-tumeur, Chevalier de la Légion d'Honneur, adjoint au Maire du 2me arrondissement de la ville de Paris. Par M. de Balzac. Paris, 1838.

## Ostindien.

## Dr. Spry's Indische Berichte.

Art zu reisen. — Magier und Thugs. — Kannibalen in Indien. — Der kranke Fürst. — Frauen-Rechte. — Saunpur. — Christliche Gottesverehrung.

(Fortsetzung.)

Bekanntlich findet sich auch wirklich in Indien eine große Zahl angeblicher Magier, Adepten der geheimen Wissenschaften und der mystischen Zauber-Künste, der sogenannten Mantra's. Diese Magier werden eben so sehr verabscheut, als gefürchtet; auch unterläßt man keinesweges, Jeden zu bestrafen, von dem man gerade glaubt, daß er durch seine Unthaten dieses oder jenes Unglück herbeigeführt habe. Ihre Strafe besteht, weil sie selber vorgeben, die Vollkommenheit ihrer Aussprache verschaffe ihnen die Gunst der Gottheit, welcher sie sich ergeben — in dem Verluste zweier Schneidezähne, deren Wegfallen ein unüberwindliches Hinderniß für die Reinheit der Aussprache abgiebt. Die folgende Anekdote mag einen Beweis für den Einfluß liefern, welchen diese Sippenschaft von Betrügnern auf den abergläubischen Geist der Bewohner Hindostans ausübt.

Ein achtbarer Pächter von Sangor, Namens Babu Bait, schlug ein, zwei, drei Mal Einem dieses Geschlechters ein Stück Land ab, das derselbe zu einem Garten für sich haben wollte. Da schwur der Magier: seine Verwünschungen sollten ihn rächen, des harmnäckigen Tage enden, ehe denn das Jahr zur Rüste gegangen! Zugleich ließ er sich bei den Militair-Cantonnements von Sangor, an der Gränze von Babu's Besitzungen, nieder. Dort wiederholte er dann allabendlich seine fluchbelasteten Zauber; allmächtig konnte man da die Flamme unter dem mystischen Kessel züngelnd blitzen sehen. So gingen Tage und Wochen dahin. Als bald aber wüßten es Alle: Babu Bait ist erkrankt; ihn stiehet Schlaf und Ekstase; ermattende Fieber regen ihn auf. Wohl thut er, als gäbe er nimmer des Feindes Formeln und Zauber; dennoch erschüttern sie ihn, wirken im Innern zerstörend, gleich sehr auf Seele und Leib. Sechs Monate sind vorüber; noch immer übt der Bösewicht seine Tücken; und Babu's Gesundheit unterliegt wirklich: ein langsames Fieber beschleicht ihn; der Magier schürt eifrig seine Gluth und ruft heiser denn je zur brünstig beschworenen Gottheit, bis endlich das Opfer gefallen. Babu Bait starb, ein Selbstmörder durch abergläubische Angst.\*

Implicito hegen die Hindu's auch den Glauben an Feen. Diese Unter-Gottheiten, welche bei den Bewohnern der Grafschaft Cornwall's Spriggian genannt werden, heißen bei Jenen Ghin's. Unter beiden Namen läßt man sie den Reisenden, der sich verspätet, irre führen, Schätze entdecken (also wie die Deutschen Irriwische) und bald Stille, bald Sturm zu Wege bringen. Die allgemeinere Verbreitung der Wissenschaften hat im Abendlande bisher den größten Theil der Irrthümer, welche Folgen der Unwissenheit und des Aberglaubens waren, gehoben. Wöchentlich nicht vorzeitig erscheinen, wenn wir die Morgenröthe einer ähnlichen Aufklärung jetzt auch bei unseren Brüdern im Oriente mit den freudigsten Glückwünschen begrüßen!

Uebrigens sind die Hindu's, im Allgemeinen, gutartig und faul, in gewissen Provinzen aber auch anerkannt listig und ungewöhnlich prompt im Ergreifen der Gelegenheit, einen Anderen zu betrügen. Die Bande der Thugs, jene monströse Gesellschaft, die Raub und Mord en gros betrieb, ist ein Beweis eben sowohl für die Thätigkeit, als für die Ausdauer, womit Hindu's ihre Unternehmungen ausführen können. Wie bekannt auch das Meiste in Betreff dieser Unmenschen schon geworden, so dürfte es doch die Art, wie man verfährt, um ihrer habhaft zu werden, in minderm Grade sehn und deshalb hier mit wenigen Worten nicht unpassend einen Platz finden:

Das Gefängniß von Sangor dient zur Haft für diese gräßlichen Verbrecher, während sie ihr Urtheil zu gewärtigen haben. Als ich im Jahre 1831 dahin kam, fand ich nicht weniger als 383 Thugs, zu denen allwöchentlich noch neue Transporte aus den verschiedenen Provinzen des Landes eingebracht wurden. Bei den ersten Untersuchungen war es gewiß äußerst schwer, eine sichere Gewähr in Bezug auf die Identität der Schuldigen zu erlangen. Doch wurde diese Schwierigkeit bald überwunden: Einer oder ein Paar der Haupt-Anführer wurde gewonnen; ihre Angaben retteten ihnen das Leben. Und nun wetteifert, sobald eine Thug-Bande eingebracht worden, Alles in Denunciation seiner Mitschuldigen, um nur das eigene Leben davonzubringen; denn sie wissen, daß ihnen dies glückt, wenn sie nur auch den geringsten Umstand ihrer Verbrechen nicht verschweigen. Hat man auf diese Weise von dem einen Thug Alles erfahren, was er etwa wissen kann, so kommt die Untersuchung an den Nächsten, und so ferner, bis die Angaben Aller einregistrirt sind. Dann werden die Denunzianten unter Eskorte dahin gebracht, wo, ihren Aussagen zufolge, die Leichname ihrer Opfer eingescharrt liegen: oft mehrere hundert Meilen entfernt. An einem so bezeichneten Orte angekommen, wendet sich der Offizier, der den Zug anführt, an die Behörde des nächsten Dorfes, um das Ergebnis der Nachgrabungen konstatiren zu lassen. Gewöhnlich trifft Alles mit den Angaben des Gefangenen ganz genau zusammen; ja, nicht selten findet sich auch das Mordwerkzeug des Thug, seiner Aussage gemäß, in der Grube, neben dem Todten. Einmal, als ich eine solche Leichenschau begleitete, nach-

dem die Thugs aufs allergenaueste die Stelle beschrieben hatten, an welcher sie, zwölf Jahre früher, sieben Reisende erwürgt, fanden wir in einem ganz richtig bezeichneten Bergpasse, abseits des Fußsteiges, nachdem man die Erde kaum ein wenig abgetragen hatte, die sämtlichen Gebeine jener Unglücklichen vollständig vor. Bei einer anderen Expedition dieser Art mußte das Zelt des Capitain Sleeman (der, beiläufig zu bemerken, gegenwärtig als General-Intendant zur Unterdrückung des Thug-WeSENS an der Spitze der Untersuchungen steht und dazu eine große Zahl junger Offiziere und Beamten unter sich hat) abgebrochen werden, weil es zufällig gerade über der Mordgrube aufgeschlagen worden war.

Hat man durch die Aussage des Thugs genaue Angaben über andere noch nicht eingefangene Mitglieder dieser Gesellschaft erhalten, so schickt man ein bewaffnetes Detaschement aus, um sie festzunehmen und ihre Wohnungen zu durchsuchen: eine Mission, welche die Soldaten meist zum Verwundern gut ausführen, indem sie gewöhnlich verummmt und einzeln an das von den Thugs bewohnte Dorf hinanschleichen, bis zur Nacht in dessen Nähe verborgen bleiben und dann zum Theil es umzingeln, zum Theil in dasselbe eindringen. Sofort wird der Dschemada (der angesehenste Bewohner) des Dorfes heimlich in Verhör genommen. Nach seinen Aussagen sucht man die Wohnungen der als Thugs Denunzianten. Hat er falsche Angaben gemacht, um den Schuldigen Zeit und Gelegenheit zur Flucht zu verschaffen, so fallen diese in die Hände der außerhalb der Dörfer postirten Soldaten. Inzwischen sind natürlich sämtliche Einwohner aus ihrem Schlafe aufgestört und nicht wenig erstaunt, zu hören, daß ihre Nachbarn Gunga, Super Singh, Hoßen Ali u. A. m. lauter Thugs sind, ohne daß man auch nur ein Sterbenswörtchen davon geahnt!

In der Regel wird in den Häusern der Thugs eine große Menge der verschiedenartigsten Gegenstände vorgefunden: da liegen Dukaten von Venedig, Perlen, Diamanten und andere Edelsteine mit Spanischen Dollars, ausgesucht schönen Waffen, Kaschemir-Shawls und den geschätztesten Arbeiten aus den Manufakturen von Benares bunt durch einander. Der Gesamtwert daraus hat, nach Abzug dessen, was an die dazu berechtigten Verwandten und Erben der Beraubten oder Ermordeten zurückerstattet worden ist, der Regierung bisher schon eine solche Summe eingebracht, daß sie davon nicht nur zwei Gefängnisse in Sangor bauen, sondern auch die Kosten des Establishments bis zum Jahre 1834 damit decken konnte.

Neuerdings aber hat der Zufall in dem zum östlichen Theile der Provinz Bengalen gehörigen Bezirke von Tschittagong die Entdeckung einer anderen und, wenn dies überhaupt möglich ist, an Schrecklichkeit die Thugs noch übertreffenden Klasse von Raubmördern herbeigeführt. Auf der Jagd nämlich nach den wilden Elephanten jenes Landstriches ist eine Kannibalen-Race gefunden worden, die von den Affen, unter denen sie wohnt, fast gar nicht zu unterscheiden ist. Die traurige Wahrheit von dem Daseyn dieser Ungeheuer in Menschen-Gestalt zu bezweifeln, erlaubt leider eben so wenig der Charakter, wie die Anzahl derjenigen, welche dieselben bisher schon gesehen und beschrieben haben.

Die Kuki's — so heißen diese Barbaren — sind, nach des Major Gairdner Angabe, von kleinem Wuchse und muskulösen Gliedmaßen, haben einen auffallend hervortretenden Leib, sehr stark ausgeprägte Züge, einen ganz besonderen Dialekt und bauen ihre Wohnungen auf den Zweigen der Bäume in Wäldern. Feste Wohnsitze haben sie, wie es scheint, nicht; sie irren vielmehr heerdeweise von einem Walde zum anderen. Sobald sie einen Fleck ihnen genehm gefunden, macht sich die ganze Gemeinde an das Sammeln von Bambus-Zweigen, die sie dann zu einer Art von Plattform ineinanderflechten, und so auf den höheren bebaubtesten und stärksten Aesten der hierzu sorgfältig ausgewählten Bäume befestigen. Auf dieser Grundlage errichten sie nachher ihre plumphen Hütten aus Rafenstücken. Ist solchergestalt das Nest für jede Familie fertig, so klettern die Frauen und Kinder hinein. Dann hauen die Männer die unteren Zweige ihrer resp. Stammbäume ab und bauen, ehe sie selber hinaufsteigen, eine nicht minder zierliche Bambus-Leiter, in usum tironum, die sie zuletzt nach sich ziehen, sobald sie in ihren schwebenden Palästen à la Semiramis angelangt sind. Da ruhen sie aus von ihren Zügen und Thaten, geschaukelt vom Winde: Wesen, die, ihren Gewohnheiten nach, den Bestien ähnlicher sind, als den Menschen.

Die Kuki's berühren sich noch obendrein mit ihrem kannibalischen Geschmack; ja, sie pflegen die Reste ihrer unglücklichen erbeuteten Leckerbissen mit triumphirender Selbstgefälligkeit vorzuzeigen. Und so leidenschaftlich sind sie in ihrer Gier nach Menschenfleisch, daß die Elephanten-Jäger stets bis an die Zähne bewaffnet ausziehen und jedenfalls in einigermaßen bedeutender Anzahl zusammenhalten müssen; denn ist einer der Jäger so unvorsichtig oder so unglücklich, von seinen Kameraden abzukommen, so ist er auch im Nu umzingelt, erschlagen und verzehrt — wie erst in neuester Zeit wieder ein trauriger Vorfall es bestätigt hat.

Wohl hat man schon verschiedentlich versucht, diese furchtbaren Haufen menschlicher zu gewöhnen und zu civilisiren: so wurde ein Kuki z. B. vom Major Gairdner dergestalt an sich gezogen, daß dieser ihn beim Elephanten-Depot anstellen konnte. Doch schon nach kurzer Zeit betraf man ihn bei einer Mordthat. Er wurde daher zu Tschittagong hingerichtet. Die Nachricht von diesem seinem Tode reizte aber die Wuth seiner ehemaligen Genossen dermaßen, daß sie sehr lange Zeit hindurch alles Erlässliche aufboten, den Major in ihre Gewalt zu bekommen, der

\*) Vgl. damit Nr. 118 des Magazins vom J. 1837.

ihnen indes immer glücklich entging, obgleich sein Beruf ihn häufig in die von seinen Feinden besetzt gehaltenen Gegenden führte.

Doch ist es nicht ganz sonderbar: die Kuli's wohnen nicht mehr, als 150 Englische Meilen weit von Kalkutta; und dennoch ist ihr Daseyn der Masse der Bevölkerung daselbst kaum bekannt — Die Existenz von Kannibalen in Indien ist eine erst ganz neuerdings erwiesene Thatsache. Allgemein hatte man geglaubt, ihre Race wäre vollständig ausgestorben. Heutzutage ist nun ihr Vorhandenseyn nicht mehr zweifelhaft. Denn außer den Kuli's, welche die blauen Berge von Tschittagong mit Mord und Verwüstung durchziehen, weiden sich auch die in den Waldgebirgen von Rogpur wohnenden Soang's noch an Menschenfleisch. Der Unterschied zwischen diesen beiden Kannibalen-Stämmen besteht darin, daß die Soang's nur gelegentlich aus religiösem Gebrauche, also par ordre du Mufti — die Kuli's aber Menschenfresser par goût sind.

An einer anderen Stelle erzählt Dr. Spry: Meine Geschäfte führten mich auch nach der Stadt Keitah in Ober-Indien, die gegenwärtig gänzlich verlassen ist, und zwar wegen ihrer ungesunden Lage, von welcher schon der Umstand eine richtige Vorstellung geben wird, daß die Stadt, als ich daselbst eintraf (im Monat Juli), gerade ganz und gar unter Wasser stand und das Land zwei Meilen in der Runde ein einziger unabsehbarer Sumpf war. Glücklicherweise kam ich mit einigen Wochen Aufenthalts daselbst davon. Nicht ohne Interesse dürfte indes ein Ausflug erscheinen, den ich von dort, kaum angekommen, auf das dringendste Verlangen des Radschah von Tschatterpur in diese ganz nahe Residenz desselben machte.

Der Fürst litt seit mehreren Tagen an einem sehr heftigen, mit Delirium verbundenen Fieber. Daher eilte ich, seinen Wünschen unverzüglich nachzukommen, und machte mich auf den Weg, obgleich ich, statt der gewöhnlichen acht, eben nur sechs Träger bekommen konnte. Auch ging anfangs Alles ganz gut; aber zwei Meilen hinter Logasse, wo ich die Träger gewechselt, setzten diese plötzlich den Palankin ab, indem sie erklärten, nicht eher weiter gehen zu wollen, als bis ihre Zahl vervollständigt seyn würde. Sie wandten treulos ihre Schritte, und Einer nach dem Anderen ging fort. Nur der Mussaki (Fackelträger) blieb auf seinem Posten, um, wie er sagte, mir Gesellschaft zu leisten. Es war eine pechschwarze Nacht. Um Mitternacht etwa, da ich mit meinem treuen Gefährten noch immer wachte und ruhig wartete der Dinge, die da kommen sollten, fürzte plötzlich etwas auf uns zu, das ich, bei der Finsterniß, nur leichthin für einen Tiger oder Panther erkennen konnte. Glücklicherweise schoß es aber auch eben so pfeilschnell an uns vorüber, so daß ich des Mißlichen einer näheren Bekanntschaft und entschiedeneren Ueberzeugung von seiner eigentlichen Gattung überhoben wurde. Endlich, eine Stunde vor Tages-Anbruch, erschien ein einsamer Pilger. Dieser ließ sich, gegen ein Versprechen von drei Rupien, von denen er eine als Handgeld sofort empfing, zu unserem reitenden Genius anwerben, d. h. zur Rückkehr nach Tschatterpur bewegen, um uns dort Träger aufzubieten und entgegenzuschicken. So kamen wir daselbst an und erfuhren, daß die Desertion meiner pflichtvergessenen Träger auf Anstiften des Radschah von Logasse erfolgt sey; da dieser ganz unabhängige Häuptling, der fortwährend Feindseligkeiten gegen seinen Nachbar von Tschatterpur ausübte, mit Vergnügen die Gelegenheit ergriffen haben mochte, dem Kranken einen Streich zu spielen, indem er dessen Arzt stundenlang unterwegs aufhielt.

Sobald ich die Stadt betreten, sandte ich einen Churpassah in den Palast, um meine Ankunft melden zu lassen; und als ich dann selber an Ort und Stelle gelangt war, fand ich die Pforten mit einer großen Menge von Subalternen besetzt, wie sie in Hindostan allen großen Häusern attached sind. Nun ließen meine Träger, entschlossen, wie es schien, mir ganz besondere Ehre zu erweisen und gebührende Achtung zu verschaffen, aus allen Kräften ihr he! und haw! erschallen, indem sie mich zugleich in vollem Trab durch die Menge trugen. Niemand scheint dort auf die Wichtigkeit des respectiven Ranges besser sich zu verstehen, als eben die Palankinträger; die Schnelligkeit ihres Ganges und der Schall ihres Rufes geben immer den richtigen Maßstab für die Bedeutung der Person, die sie tragen: ein chota sahib (eine unbedeutende Person) wird, was er auch anstelle, nimmer so glücklich seyn, mit einem burra sahib (Vornehmen) gleichen Schritt zu halten.

Kaum hatte ich meinen Palankin verlassen, so kam der Sohn des Radschah, ein junger Mann von etwa 23 Jahren, dessen verständiges Auge und ganzes Wesen mich sogleich für ihn einnahmen, zu meinem Empfange herbei. Begreiflicher Weise stieg aber meine Ueberraschung noch höher, da derselbe mich auf Englisch mit den Worten anredete: gib mir Deine Hand! — Der Dewan sahib (so lautet sein Titel) liebt die Engländer, ihre Sitten und Sprache vorzugsweise und hatte auch einen Dolmetsch aus Kalkutta, als Englischen Lehrer, bei sich. Ich wurde sogleich zum Radschah geführt, den ich auf einem kleinen, sehr niedrigen Lager lang ausgestreckt, zwischen unmäßig großen Kissen und umgeben von einer ansehnlichen Menge lautjammender und wehklagender Lieblingsdiener fand. Aber der Zustand ihres Herrn war auch wirklich nicht wenig kritisch; denn er hatte in der letztverstorbenen Nacht wieder einen Anfall seines Deliriums gehabt; doch erkannte er mich sogleich auf den ersten Blick. Ich ließ unverzüglich meine Reise-Apothek herbeibringen und bereitete dem Radschah auf der Stelle einen Trank, den er, nicht ohne einiges Zögern, unter den Segen-Wünschen seiner Umge-

bung, einnahm. Nun wurde mir ein Rutter (ein Geschenk an Gelde, Früchten und Gewürzen) gebracht, worauf ich mich bis zum Abende beurlaubte.

Zunächst sah ich mich nach einer Wohnung um und wählte sie in einem Gebäude, das der Radschah für die Europäischen Besucher von Tschatterpur ganz eigens hatte auführen lassen. Bei meinem Eintritte fand ich es indessen von etwa zehn jungen hoffnungsvollen — Stieren in Besitz genommen, so daß es denn freilich erst von diesen nicht allein, sondern auch von ihrer Hintertlassenschaft gesäubert und gereinigt werden mußte, ehe es mir zugänglich wurde. (Schluß folgt.)

## M o n g o l e i.

### Der Sohn des Brahmanen.

Ein Märchen aus dem Buche Schiditu Kur.\*)

Vor alter Zeit lebte in einem fernen Lande der Sohn eines Brahmanen. Dieser Jüngling veräußerte sein kleines Grundstück, kaufte von dem Erlöse drei Ballen groben Luches, packte das Tuch auf einen Esel und reiste dann in die Fremde. Er war noch nicht weit gekommen, als er auf dem Wege eine Anzahl Knaben sah, die einer gefangenen Maus einen Bindfaden um den Hals gebunden hatten, dieselbe ins Wasser tauchten, herumzerrten und auf andere Weise quälten. Der junge Brahmane wurde von innigem Mitleid ergriffen und sprach: „O Knaben! ihr begeht da eine große Sünde; laßt doch das arme Thier frei!“ Die Knaben sagten: „Wir haben die Maus zu unserem Zeitvertreib gefangen; was bist Du für ein sonderbarer Mensch!“ — „Wohlan“, sprach der Jüngling, „ich will euch das Thier abkaufen!“ — Dann gab er ihnen einen seiner Tuch-Päcke, nahm die Maus und schenkte ihr die Freiheit.

Bald darauf sah er an einem Kreuzwege eine andere Anzahl Knaben, die ein junges Aeffchen gefangen hatten und, weil es nicht possierlich genug sich geberdete, mit Prügeln schlugen. Der Jüngling fühlte wieder inniges Mitleid und rief den Knaben zu, sie möchten das Aeffchen ungekränkt lassen; da er aber kein Gehör fand, so gab er ihnen den zweiten Ballen Tuch, empfing den Affen dafür und ließ ihn in das Gebüsch springen.

Bald nachher traf der Sohn des Brahmanen in der Nähe einer Quelle einen anderen Trupp Knaben, die sich mit einem jungen Bären erlustigten, auf ihm reiten wollten und ihn auf allerlei Weise plagten. Dem Jüngling brach von neuem das Herz; er gab ihnen seinen dritten Tuch-Pack und ließ den also losgelaufenen Bären in den Wald laufen.

Als nun der letzte Ballen Tuch fort war, da dachte der Jüngling, indem er seinen Esel vor sich her trieb: „Ich bin des Handels wegen auf die Reise gegangen; was soll ich aber anfangen, wenn ich keine Waaren habe? Ich will mich in den Palast des Königs dieser Gegend schleichen und zusehen, ob ich etwas stehlen kann.“ Darauf band er seinen Esel im Walde an einen Baum, begab sich stracks nach dem Palaste, gelangte unbemerkt in die Schatzkammer und nahm so viele kostbare Stoffe, als er greifen konnte. Eben war er mit dem Plunder bis zur Thür gekommen, als die Königin ihm begegnete und mit lauter Stimme rief: „Es ist ein Dieb im Palaste!“ Sogleich eilten die Diener herbei, ergriffen den Jüngling und schleppten ihn vor den König. Der König sprach in großem Zorne: „Stecket diesen Dieb in einen hölzernen Kasten, vernagelt den Deckel und werfet den Kasten ins Wasser.“ Die Diener vollzogen seinen Befehl.

Der Kasten wurde von dem Wasser weit fortgeschwemmt, bis er endlich auf einem kleinen flachen Eiland stehen blieb. Unterdeß war dem Sohne des Brahmanen der Athem fast ganz ausgegangen, und schon befand er sich dem Ersticken nahe. Da hörte er mit einemmal an dem Deckel etwas Knabbern, und bald entstand eine kleine Oeffnung. Der Jüngling erkannte durch diese Oeffnung die Maus, die er mit einem Ballen Tuch losgekauft hatte. Die Maus sprach zu ihm: „Sei gutes Muthes! Ich will die beiden anderen Freunde rufen und wiederkommen.“ Darauf entfernte sie sich; der Sohn des Brahmanen aber konnte durch das kleine Loch frische Luft schöpfen und lebte wieder auf.

Die Maus ging zu dem Affen und dem Bären und erzählte ihnen das Vorgefallene. Der Affe kam zuerst und löste den Deckel des Kastens ab; dann kam auch der Bär, brach den Kasten aus einander und sezte den Jüngling, weil der Boden schlammig war, auf eines der Bretter. Alle drei labten den Sohn des Brahmanen mit Obst und anderen Lebensmitteln; der Gerettete aß und blieb dann auf dem Eilande sitzen, weil er nicht über das Wasser kommen konnte. Die drei Thiere aber leisteten ihm Gesellschaft.

In der nächsten Nacht bemerkte der Bär auf einer wüsten Ebene, die sich jenseits des Wassers ausdehnte, einen blendenden Schimmer. Er schickte sogleich den Affen nach der Stelle hin, und dieser fand einen Tschindamani\*\*) von der Größe eines Vogels-Eis. Der Affe hob den Stein auf, brachte ihn mit und gab ihn dem Jüngling in die Hand. Dieser sprach betend den Wunsch aus, an das jenseitige Ufer zu kommen, und wurde sogleich da-

\*) Der Monastische Text dieses Märchens, das ohne Zweifel nach einem Indischen Originale bearbeitet ist, befindet sich in Kowalewski's Mongolischer Chrestomathie, über welche wir in der dritten Nummer des diesjährigen Magazins berichtet haben.

\*\*) Dieses Wort, das Sanskritische tchindamani, bedeutet Edelstein des Diadems, kostbarster Edelstein. Es bedarf nicht erst der Erinnerung, daß hier ein sehr kräftiger Talisman diesen Namen führt.

hin entrückt. Dann sprach er weiter: „Ich wünsche mir auf dieser Ebene einen fürstlichen Landsitz, mit Bäumen aller Art bewachsen, von Quellen der Unsterblichkeit gewässert, und wo Alles, was ich gebrauche, in Fülle vorhanden sey.“ Der Jüngling sank in Schlummer, und als er wieder erwachte, waren alle seine Wünsche erfüllt.

Eines Tages kam ein Karawanen-Führer und staunte über die Wälder, daß diese Gegend, die sonst eine Wüste gewesen, jetzt so wunderbar sich verwandelt hatte. Er begab sich zu dem Sohne des Brahmanen; dieser erzählte ihm alle seine Erlebnisse und zeigte ihm auch den Tschindamani. Der Karawanen-Führer sagte: „Du hast jetzt großen Ueberfluß und bedarfst also dieses Steines nicht mehr; doch bin ich bereit, Dir alle die ungezählten Kaufmanns-Güter, die ich mit mir führe, abzutreten, wenn Du mir diesen Tschindamani geben willst.“ Der Jüngling befriedigte seinen Wunsch, handigte ihm den Tschindamani ein und sank alsbald erschöpft auf sein Ruhelager. Als er am nächsten Morgen erwachte, fand er sich wieder auf jenem Eiland im Schlamme sitzend, und sein Palast mit aller Herrlichkeit war verschwunden.

Während nun der Sohn des Brahmanen traurig und tief-sinnig dasah, kamen seine drei Freunde — Maus, Affe und Bär — und fragten ihn, was vorgefallen sey? Darauf sprachen sie: „Du bist ein sehr unbedachtamer Mensch; wie konntest Du doch einen solchen Schatz verschenken? Jetzt wollen wir drei uns auf den Weg machen und zusehen, ob wir den Tschindamani wieder kriegen können.“

Die drei Thiere wanderten gemeinschaftlich der Gegend zu, wo der Karawanen-Führer wohnte. Dieser war bereits durch die Kraft des Tschindamani eine fürstliche Person geworden und in den Besitz ungeheuren Reichthums gekommen. Sie gelangten bis an das verschlossene Thor seines Palastes. Da die Lücke zwischen der Schwelle und dem Thor nicht weit genug war, um den Affen oder den Bären hindurch zu lassen, so mußte die Maus hineinschlüpfen. Es war schon spät am Abend, und der Herr des Palastes hatte sich in seinem prächtigen Schlafgemach zur Ruhe begeben. In einem Winkel des Zimmers war ein großer Haufen Reis aufgeschüttet, und in dem Haufen steckte ein Pfeil, an dessen Spitze der Tschindamani befestigt war. Die Maus kam glücklich hinein, bemerkte aber zu ihrem Schrecken, daß man vor dem Reishaufen zwei große Katzen angebunden hatte. Sie mußte unverrichteter Sache zurückkehren. Der Bär sagte, als er die Ursache vernahm: „O weh! da ist keine Auskunft mehr; laßt uns fürbass gehen.“ — „Halt!“ entgegnete der Affe, „ich weiß eine List. Schlüpfe wieder in den Palast, o Maus, klettere dann auf das Lager des Herrn und beiße ihm ein Stück seines Zopfes ab: dann wird er morgen Abend die beiden Katzen vor sein Kopfkissen binden lassen, und Du kannst den Tschindamani ohne Gefahr holen.“ Die Maus that, wie der Affe ihr gerathen hatte.

Als nun der Herr des Palastes am anderen Morgen erwachte, bemerkte er gleich, daß sein Zopf verstümmelt war, und sprach voll übler Laune: „Gewiß hat mir eine Maus in vergangener Nacht diesen Reichthum gespielt. Damit ich nun wenigstens den Rest meines Zopfes behalte, befehle ich hiermit, daß man die beiden Katzen hinführe zu Häupten meines Lagers anbinde.“ In der folgenden Nacht kam die Maus wieder, um den Tschindamani zu holen, und freute sich sehr, als sie den Reishaufen unbewacht sah. Sie versuchte hinanzuklettern und rutschte wieder hinab; dann that sie zu wiederholten Malen verzweifelte Sprünge, allein auch diese waren vergebens: sie konnte die Spitze des Pfeiles nicht abreißen und mußte daher wieder ohne den Tschindamani umkehren. Der Bär sagte: „Da ist nun keine Auskunft mehr; laßt uns fürbass gehen.“ — Der Affe aber entgegnete: „Ich weiß eine neue List; geh' nur stracks wieder hinein, Maus, und scharre so lange an dem Haufen, bis der Tschindamani von selbst herunterkommt.“ Die Maus folgte seinem Rathe und scharrte und wühlte aus Leibeskräften, bis endlich der Pfeil und der Tschindamani zumal hinabglitten. Dann erfaßte sie den Stein und drückte und schob ihn bis an das Thor des Palastes, an dessen Außenseite ihre Gefährten warteten; allein es war ihr unmöglich, den Tschindamani über die Schwelle zu bringen: sie kam ohne denselben heraus und klagte den Beiden ihre Noth. Da seufzte der Bär und sprach: „O weh! nun weiß ich gar keinen Rath; wir Beide können unsere Körper nicht zu der Thorlücke hineinzwängen; laßt uns nur umkehren und fürbass gehen!“ Der Affe aber entgegnete: „Ich weiß eine neue List.“ Dann knüpfte er einen Bindfaden an den Schwanz der Maus und sprach zu ihr: „Jetzt kriech wieder durch die Spalte, umfasse den Tschindamani mit deinen Vorderbeinen und halte ihn recht fest: ich will an dem Bindfaden ziehen.“ Die Maus that also, und der Affe zerrte sie sammt dem Tschindamani heraus. Dann schickten sie sich zur Abreise an. Da die Maus vor lauter Anstrengung ganz erschöpft war, so steckte sie der Laffe in sein Ohr und nahm den Tschindamani in seinen Mund; darauf bestieg er den Rücken des Bären, und der Letztere trachtete sink vorwärts.

Auf ihrem Wege mußten sie durch ein Wasser, das bis an die Kniee reichte. Während des Durchwatens dachte der Bär: „Da ich den Affen, die Maus und den Tschindamani zugleich schleppen kann, so muß ich wohl große Körperkraft haben.“ Dann sprach er zu den Beiden: „Bin ich nicht ein kräftiger

Kerl?“ Die Maus war vor Erschöpfung eingeschlafen; der Affe aber dachte: „Wenn ich spreche, so kann mir der Tschindamani aus dem Munde fallen.“ Sonach erfolgte keine Antwort. Da ergrimmte der Bär und sprach: „Wenn ihr mir nicht antwortet, so werd' ich euch ab und ins Wasser werfen.“ Der Affe schrie: „Thu' das ja nicht!“ und in demselben Augenblick lag der Tschindamani wirklich im Wasser. Als sie das Ufer erreicht hatten, zankte der Affe sehr mit dem Bären und nannte ihn einen dummen Böfewicht. Die Maus erwachte von dem Gezänk und fragte nach der Ursache. Beide meldeten ihr das Geschehene und sprachen: „Was ist jetzt zu thun? wie sollen wir den Stein aus dem Wasser kriegen?“ Die Maus sprach: „Ich will eine List versuchen.“ Darauf rannte sie unter großem Gepfeife an dem Wasser auf und nieder. Alle Wasserthiere kamen hervor und fragten, was dies bedeuten solle? Die Maus sprach: „Habt ihr denn noch nichts vernommen? es rückt ja zu Lande und zu Wasser ein gewaltiges Kriegsheer heran. Ich weiß nun keinen anderen Rath, als daß wir zwischen Land und Wasser eine Verschanzung bauen.“ Die Wasserthiere billigten alle diesen Vorschlag und schleppten sogleich Steine und Schlamm in Menge herbei. Als die Verschanzung schon bald eine Elle hoch war, siehe, da brachte ein großer Frosch auch den Tschindamani und sprach leidend: „Unter allen Steinen ist keiner schwerer zu schleppen, als dieser.“ Die Maus rief sogleich den Affen und sagte ihm: „Da ist der Tschindamani.“ Der Affe war hoch erfreut und lobte die Klugheit der Maus. Dann steckte er sie wieder in sein Ohr, nahm den Stein in seinen Mund und ritt auf dem Bären weiter.

Der Sohn des Brahmanen war unterdeß schon dem Hungertode nahe gekommen. Als seine drei Freunde anlangten und der Affe ihm den Tschindamani reichte, sprach er: „Freunde, ihr seid meine größten Wohlthäter!“ Nachdem er durch die Kraft des Steines von dem Eiland entrückt worden war und so, wie früher, gebetet hatte, wurde eine ganze Königsstadt mit wogender Bevölkerung sein Eigenthum. Bäume von jeglicher Art boten ihm ihre würzigen Früchte, und tausendfarbige Blumen ihre Wohlgerüche; Singvögel von allen Gattungen entzückten sein Ohr mit ihren lieblichen Weisen. Alle Herrlichkeiten dieser Erde wurde ihm in Ueberfülle bescheert.

Da sprach der Jüngling eines Tages zu seinem Tschindamani: „O wunderbarer Stein, ich habe noch keine Gattin! Möchtest du durch deine Zauberkraft bewirken, daß aus dem seligen Reiche der Teger's die Tochter eines Jwara zu mir herabsteige und meine Gattin würde!“ Und kaum hatte er diese Bitte ausgesprochen — siehe, da kam die Tochter eines Tegeri, begleitet von Gefährtinnen ohne Zahl. Er theilte sein Glück mit ihr, und sie schenkte ihm viele Kinder von herzerquickender Schönheit.

W. Schott.

## Mannigfaltiges.

— Englische Bücher: Aernde, 1837. Nach Bent's Literary Advertiser belief sich im vorigen Jahre die Anzahl der auf den Londoner Büchermarkt gekommenen neuen Werke, mit Ausschluß aller Wiederabdrücke älterer Bücher, so wie der Broschüren und Zeitschriften, auf 1380, die zusammen aus 1800 Bänden bestanden. Rechnen wir auch zu diesen 1380 Werken noch dasjenige hinzu, was sich gewöhnlich im Deutschen Bücher-Katalog mit befindet, nämlich die neuen Auflagen, Broschüren, literarischen Zeitschriften, Musik und Kartenwerke ic., so werden wir doch kaum den dritten Theil desjenigen erhalten, was der Deutsche Büchermarkt an Erzeugnissen liefert, die sich jetzt im Durchschnitt jährlich auf nahe an 7000 belaufen. Daß das leider kein Vorzug unserer Literatur sey, haben solide Verleger und die besseren Autoren unseres Vaterlandes längst schon zu ihrem eigenen Nachtheile erfahren. Indessen scheint man auch in England und Frankreich dem Deutschen Verhältnisse sich immer mehr anzunähern, denn in beiden Ländern nimmt die Zahl der literarischen Fabrikwaaren, wie man gewisse Erzeugnisse nennen möchte, mit jedem Jahre zu, und namentlich in Frankreich wird laute Klage darüber geführt, daß die ungeheure Konkurrenz der schlechten Bücher kaum noch ein Honorar für die guten zulasse, und mit Ausnahme einiger wenigen sehr gelesebenen und dafür um so höher honorirten Schriftsteller arbeiten alle übrige fast umsonst. In England sind im vorigen Jahre 130 neue Werke mehr erschienen, als im Jahre 1836, was allerdings auf 1250 Bücher, die damals angekündigt worden, schon eine ziemlich bedeutende Zunahme ist. An Kupferstichen ic. hat England im vorigen Jahre 98 und darunter nur 38 Portraits geliefert, was bei der Anzahl Engländer Stahlstiche, mit denen der Kontinent jetzt überschwemmt wird, fast unglaublich scheinen würde, wenn es Bent's Katalog nicht alphabetisch nachwiese.

\*) Das Mongolische Wort tegri oder tengri, dem Sanskritischen dewata entsprechend, bezeichnet die guten Götter, die in Sonne, Mond, Sternen, Bergen, Gewässern und Wäldern ihre Wohnsitze haben. Die vornehmsten derselben sind die Esru's oder Jwara's. Obgleich aus weit subtilerem Stoffe geformt als der Mensch, ist diese Klasse von Wesen doch ebenfalls der Vergänglichkeit und dem Wechsel der Geburten in der Welt der Erscheinungen unterworfen.